

Coesfelder Vorlesungen zur Soziologie
– CVS –

**Familie heute – wer erzieht eigentlich wen und
wozu?**

Prof. Dr. Heinz Abels

CVS Nr. 8
Dezember 2008

Die Coesfelder Vorlesungen zur Soziologie richten sich an eine breite regionale Öffentlichkeit, die an aktuellen soziologischen Forschungsergebnissen interessiert ist. Namhafte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem ganzen Bundesgebiet referieren in allgemeinverständlicher Form zur gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland und Europa.

Zitationsweise: CVS, Nr. 08/2008

1. Einleitung

Ich beginne mit drei Impressionen.

1. Als vor zwei Jahren die Zeitschrift „Eltern“ 40.000 Bundesbürger befragte, waren die ganz überwiegend der Meinung, ihre Familie sei glücklich. Das passte so gar nicht zu dem Bild, resümierte die Zeitschrift, das in aktuellen Erziehungsserien (denken Sie an die Supernanny!) dargestellt würde. Dort erscheine die Familie als Horror und Sozialfall! Vielleicht hat die Familie heute tatsächlich ein Imageproblem?

2. Die letzte bundesweite repräsentative Befragung der Jugendlichen (Shell, Hrsg., Jugend 2006) ergab, dass 72% aller Jugendlichen der Meinung waren, man brauche eine Familie, um wirklich glücklich zu sein. Ist die Familie doch kein Auslaufmodell?

3. Amerikanische Soziologen (ref. bei Meyer: Das Ende der Familie, 2002) sprechen von einem Wertwandel, der seit der Zeit der Gegenkultur („1968“) hin zu einem egoistischen Individualismus führe: Die Auflösung der Familie und die zahlreichen experimentellen Varianten des Zusammenlebens seien ein Beweis eines uferlosen Egoismus, der sich längerfristigen Verpflichtungen und Verantwortungen entziehe. Auch Richard Sennett (Der flexible Mensch, 1998) sieht die Familie unter den Druck der wichtigsten Maxime des neuen Kapitalismus geraten: „Bleib in Bewegung, geh keine Bindungen ein und bring keine Opfer!“ Ist die Familie vielleicht nur Last bei der Selbstverwirklichung (wenigstens der Erwachsenen)?

Bei diesen drei Impressionen ist nicht auszuschließen, dass im Hintergrund eine Idylle steht, wie wir sie aus der scheinbar geordneten Welt des Biedermeier (Bild Spitzweg: Sonntagsspaziergang) kennen, oder eine romantische Übersteigerung von Erwartungen.

In letzter Hinsicht gleich eine skeptische Überlegung: Ich denke, viele Ehen scheitern an wechselseitiger Überforderung oder an zu hohen Erwartungen, was eine Familie leisten kann und soll! Es ist Aufgabe soziologischer Gegenwartsdiagnosen (um die es im Hagen-Coesfelder Forschungskontext geht), solche Deutungsmuster zu identifizieren. „Diagnose“ der Gesellschaft will frühzeitig aufspüren, was zum Problem werden könnte. Und wenn man sich die Familie vornimmt, dann muss man wissen, dass sie die wichtigste Institution ist, in der das Individuum auf die Gesellschaft vorbereitet wird. Da muss der Blick naturgemäß etwas kritischer sein.

2. Soziologische Gegenwartsdiagnose und was das jeweils mit der Familie zu tun hat

Ein Zeichen der Moderne ist ihre Ambivalenz., es gibt keine leitenden Ideen mehr, zumindest keine eindeutigen. Das ist z. B. die These von Zygmunt Bauman (Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, 1991). Der Mensch der Moderne ist metaphysisch heimatlos (Berger, Berger, Kellner: Das Unbehagen in der Modernität, 1973). Die Individualisierung, durch die sich die Moderne z. B. nach der Ansicht von Ulrich Beck (Risikogesellschaft, 1986) auszeichnet, hat dazu geführt, dass jeder auf sich selbst gestellt ist; er muss selbst und alleine immer wieder entscheiden, wie es weitergehen soll. Die Welt ist ungewisser denn je, und deshalb ist es riskant, Langfristiges in Angriff zu nehmen oder nur zu denken. Es herrscht, wie es bei Bauman heißt, das Regime der Kurzfristigkeit. Hinzu komme ein übersteigerter Individualismus, der keine Bindungen kenne.

Francis Fukuyama (Der große Aufbruch, 2000) sieht es so: „Der Individualismus, die Kardinaltugend der modernen Gesellschaften, entwickelt sich langsam von der stolzen Selbstgenügsamkeit freier Menschen in eine Art von geschlossener Selbstbezogenheit, bei der die Maximierung der persönlichen Freiheit ohne Rücksicht auf die Verantwortung gegenüber anderen das höchste Ziel ist. In Gesellschaften, in denen die einzelnen sich einer größeren Wahlfreiheit erfreuen als je zuvor in der Geschichte, lehnen die Menschen die wenigen verbliebenen Bindungen um so mehr ab.“

Populär ist auch die These vom Wertwandel, der seit der Zeit der Gegenkultur (1968) hin zu einem schieren Individualismus treibe. Als Beleg für diesen rücksichtslosen Egoismus führen Soziologen wie Amitai Etzioni, Robert Bellah oder Michael Walzer die Auflösung der Familie und die zahlreichen experimentellen Varianten des Zusammenlebens an. Die Menschen entzögen sich jeglicher längerfristigen Verpflichtungen und Verantwortung. (vgl. Meyer: Das Ende der Familie, 2002) Auch Richard Sennett (1998: Der flexible Mensch) sieht

die Familie unter den Druck der wichtigsten Maxime des neuen Kapitalismus geraten: „Bleib in Bewegung, geh keine Bindungen ein und bring keine Opfer!“ Und in der Tat entscheiden sich immer mehr gegen die traditionelle Ehe als Form des Zusammenlebens, und immer weniger setzen Kinder in die Welt.

Es gibt viele Perspektiven, viele Rollenbilder, viele Zusammenhänge, viele Logiken und deshalb auch viele Möglichkeiten, wie man denken und handeln kann, ohne dass man sagen könnte, die eine wäre richtiger oder besser als die andere. Manche Erwartungen widersprechen sich auch. Beispiel Frau: seit den späten 1960er Jahren hat sich das Frauenbild dramatisch verändert. Heute gilt es als selbstverständlich, dass zur Verwirklichung der Rolle als Frau gehört, berufstätig zu sein. „Nur“ Hausfrau zu sein, ist gesellschaftlich nicht hoch angesehen. Andererseits gibt es in den Köpfen vieler Menschen die feste Vorstellung, was eine gute Mutter ist: sie sollte zu Hause bei ihrem Kind sein und es nicht in einer „Krippe“ ablegen.

Die letzte Diskussion in Deutschland um Kinderbetreuung hat wieder einmal gezeigt, in welchem Dilemma die Frauen heute stecken. Die einen wollen honorieren, wenn sie sich – wenigstens auf Zeit – auf die Rolle einer „guten Mutter“ wieder einlassen. Ihnen soll ein Erziehungsgeld („Herdprämie“) gezahlt werden. Die anderen wollen mehr Krippenplätze zur Verfügung stellen, damit Frauen sich auch neben ihrer Rolle als Mutter im Beruf verwirklichen können. Die Tatsache, dass viele Frauen sich der Doppelbelastung von Beruf und Familie stellen und trotzdem ein schlechtes Gewissen haben, kann man auch so interpretieren, dass die emotionale Sicherheit, Erziehung so oder so wahrzunehmen, zumindest gebrochen ist.

Mit der rasanten Verbreitung der Massenmedien seit den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts setzte das Zeitalter der Außenleitung ein, wie sie der amerikanische Soziologe David Riesman (Die einsame Masse, 1958) beschrieben hat. Der außengeleitete Mensch ist für alles offen und macht nach, was die Zeitgenossen vormachen. Übertragen auf die Familie heißt das: was wir von ihr erwarten, was wir meinen, in ihr leisten zu sollen, und was wir mit ihr gar nicht mehr verbinden, hat etwas mit dem Zeitgeist zu tun, der höchst vielfältig und wetterwendisch ist. Wie z. B. Eltern und Kinder miteinander umgehen, hängt in bestimmten Milieus mit dem sozialen Habitus zusammen, den man dort seit je verinnerlicht, und in anderen mit der Mode, die gerade in bestimmten Kreisen angesagt ist.

Weil es für jede Mode – von der Kleidung bis zur Art zu denken! – genügend Kunden gibt, muss doch der Eindruck entstehen, dass alle Dinge gleich gültig und für alle, nämlich die, mit denen wir uns identifizieren, gleich gültig sind. Außenleitung in der Mediengesellschaft heißt, dass das Individuum „zum Spielball von Moden“ wird. So die These von Ulrich Beck. Ohne dass es das merkt, wird es

unter der Hand sozial normiert: was wir meinen, was von uns erwartet wird; was die Familie meint, was von ihr erwartet wird; was eine Mutter meint, was eine gute Mutter ist.

Die Erfahrung, dass uns die linden Lüfte der Moden immer neue attraktive Ziele des Begehrens zuspätschieben, und das prompte Gefühl, dass die, an denen wir uns orientieren, sie und noch andere ebenfalls für wichtig halten, haben zur Konsequenz, dass sich unsere Bedürfnisse vervielfältigen. Soziale Wertschätzung und Selbstbewusstsein werden an äußeren, materiellen Erfolgen festgemacht. Heute leben wir in einer Zeit, in der uns suggeriert wird, dass wir eigentlich alles, was nur irgendwie attraktiv ist, begehren dürfen.

Das eigentliche Problem sehe ich aber darin, dass jeder meint, das auch begehren zu müssen, weil er sonst befürchtet, hinten runter zu fallen. Das ist m. E. auch der Grund, weshalb die gefühlte soziale Beschleunigung, von der Hartmut Rosa (Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne, 2005) spricht, größer als die objektive Beschleunigung ist. Die Bremse, etwas nicht haben zu wollen, ist wahrscheinlich nie so richtig in unserem Denken verankert worden. Jeder sieht sich in Konkurrenz mit jedem um alles, und jeder lebt in der Angst, die Zeit liefe ihm davon, um auch alles in sein Leben packen zu können!

Schlagen wir den Bogen zur Familie: Lernen Kinder verzichten? Lehren die Eltern es? Mit welchem Recht könnten Eltern, die selbst alles mitmachen, es den Kindern verwehren? Die geheimen Miterzieher der Familie sind der Markt und die Werbung. Sie sprechen Kinder als selbstständige Konsumenten an, und passenderweise hat sich bis zu den rigidesten (oder besorgtesten?) Eltern rumgesprochen, dass man Taschengeld nicht mit Auflagen gewährt, sondern zur freien Verfügung gibt!

Wir leben in einer Wirklichkeit, die immer komplexer und differenzierter wird. Die Optionen, heißt es bei Peter Gross (Die Multioptionengesellschaft. Alles ist möglich, 1999), vervielfältigen sich ins Unübersehbare. Aber die Attraktionen verfallen rasant: bei jeder Entscheidung müssen wir befürchten, das Noch-Bessere verpasst zu haben! Fehlkäufe, schreibt Gross, kommen nicht dadurch zustande, dass zu wenig, sondern weil zu viel in den Regalen liegt! Und das setzt sich angesichts der immer neuen Attraktionen auch in unserem Unterbewusstsein fest: die gestern richtige Wahl ist heute schon veraltet. Hat man endlich den richtigen Kindergarten gefunden, kommt morgen die Tochter heulend nach Hause und jammert, dass die anderen Kinder den Streit um den roten Roller ohne Vorrede mit handfesten Argumenten austragen. Oder wie ist es mit der Wahl der richtigen Schule, des richtigen Berufes für mein Kind? Die in allen PISA-Untersuchungen konstatierte Benachteiligung durch soziale Schicht und Migrationshintergrund hängt m. E. auch damit zusammen, dass dort konservative

Entscheidungen auf einem niedrigen Niveau des Wissens und der Aspirationen getroffen werden.

Soweit zu einer soziologischen Diagnose des sozialen Feldes, in dem sich das Individuum heute bewegt und das natürlich auch die Familie heute tangiert.

3. Objektive Veränderung

Lassen Sie mich nun einige objektive Merkmale dieser zentralen Institution zur Vermittlung von Individuum und Gesellschaft vortragen, immer mit Blick auf die Frage, was sie für die Erziehung in der Familie bedeuten.

Tatsächlich gibt es heute viele Formen der Familie, und die soziologischen Begriffe für diese Palette kann man sich schon gar nicht mehr merken. Wahrscheinlich ahnen auch die Betroffenen gar nicht, wie man sie tituliert. Das erste, die Vielfalt, mag man bedauern oder feiern, das zweite, die Etikettierung, mag man belächeln; ich gebe aber zu bedenken, dass hinter der realen, mehr oder weniger geistreich bezeichneten Vielfalt implizite, idealistische Erwartungen stehen. Mehr noch: in der Vielfalt kommen strukturelle psychologische und soziale Veränderungen zum Ausdruck. Nehmen wir nur die Erfahrung, dass Scheidungen heutzutage etwas ganz Normales sind: psychologisch heißt das, dass man – ich meine Partner und Kinder! – damit rechnen muss, dass emotionale Bindungen abreißen und Vertrauen enttäuscht wird. Eine soziale Konsequenz besteht z. B. darin, dass Kinder sich auf wechselnde Bezugspersonen einstellen müssen.

Michael Walzer (Die kommunitaristische Kritik am Liberalismus. In: Honneth, Hrsg.: Kommunitarismus, 1993) hat auf eine bedenkliche Nebenerscheinung dieser neuen Beziehungsmobilität hingewiesen: Kinder bekommen „keine fortlaufenden oder identischen Geschichten von Erwachsenen zu hören (...), mit denen sie zusammenleben.“ Was bedeutet das für die Identität des Kindes? Was heißt das für die Ausbildung von Bindungen?

Familie ist eine Institution auf Zeit, die sich auch nach einer bestimmten Zeit, nämlich, wenn die Kinder erwachsen sind und aus dem Haus gehen, auflösen soll. Diese Auflösung erfolgt heute paradoxerweise in zunehmendem Maße zugleich vorzeitig wie später. So haben sich die Ehescheidungen zwischen 1960 und 2005 verfünffacht. Sie häufen sich zwischen dem 3. und 8. Ehejahr, also in einer Zeit, in der die Kinder noch klein sind. (Mehr Scheidungen bedeuten übrigens nicht per se zu geringe Bindungskraft, sondern u. U. zu hohe Erwartungen an eine Ehe: ewige romantische Liebe, totale Intimität, vollkommenes Glück, stärkste Bindung, völlige Offenheit, ich deute nur Schlagworte an.)

Auf der anderen Seite verlassen erwachsene Kinder die Familie immer später. Ich spreche nicht nur vom Hotel Mama, sondern von der interessanten Solidaritätsentwicklung, dass Eltern lange und umfangreich Versorgungsaufgaben für ihre erwachsenen Kinder, ggf. sogar auch für deren Kinder, übernehmen. Ich komme noch einmal darauf zurück!

Betrachten wir einige auffällige Veränderungen, die sich im „Vorfeld“ von Familie ergeben haben. Da ist zunächst einmal das höhere Heiratsalter: im Durchschnitt waren Männer und Frauen im Jahre 2005 im Schnitt 6 Jahre älter als 1960. Das heißt, dass die jungen Frauen, die bei der ersten Eheschließung heute rund 30, und die jungen Männer, die rund 33 Jahre alt sind, viel länger als junge Erwachsene ohne Verantwortung für eine Familie gelebt haben. Wie die Dinge heute stehen, kann man davon ausgehen, dass sie sich länger an Muster eines Selbstverwirklichungs- und Freizeitmilieus gewöhnt haben. Vielleicht liegt hier auch eine Erklärung für die Tatsache, dass sich die Zahl der Eheschließungen pro 1.000 Einwohner von 1960 (9,5) bis 2006 (4,5) mehr als halbiert hat. Um gemeinsam durchs Leben zu geben oder Kinder zu haben, braucht man keine festeren Bindungen.

Mit der Vorgeschichte der Familie heute hängt auch das Alter der Mütter beim 1. Kind zusammen. Es liegt bei ca. 31-33 Jahren, bei höherem Bildungsabschluss noch höher.

Schließlich die Größe der Familie. Das ist ja heute in Zeiten der Sorge um die Zukunft der Gesellschaft und die Rentengarantie ein Dauerbrenner. Ich will das nicht ausführen. Nur soviel: betrug die durchschnittliche Haushaltsgröße im Jahr 1970 2,74 Personen, waren es 2005 nur noch 2,11 Personen. Auffällig ist auch, dass Paare, je höher ihr Bildungsniveau ist, umso später und weniger Kinder haben. Die Tendenz geht zur Ein-Kind-Familie. Damit entfällt die Sozialisation durch Geschwister; das wiederum bedeutet, dass nur noch wenige Kinder diese spezifische Verantwortung lernen und auch diese spezifische Kontrolle erfahren.

4. Wandel der Familie heute

Im letzten halben Jahrhundert hat sich in Deutschland in den Familien und bei den Jugendlichen Entscheidendes getan. Diese Jugendgeneration ist die erste, deren Eltern die diskursive Verständigung mit ihren Kindern gesucht oder angenommen haben. Der Pädagoge Peter Büchner (Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln, 1983) hat treffend gesagt, dass sich Verhaltensstandards und Umgangsnormen „vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln“ gewandelt haben. Viele Eltern haben es aus Überzeugung getan, bei den meisten hat es

sich so ergeben, weil das Muster diskursiver Verständigung öffentliche Wertschätzung erfuhr.

Natürlich spielte auch die Sondersituation Deutschland eine Rolle, indem die 68er Jugend eine Diskussion über historische Verantwortung anstieß und damit auch die Frage nach Werten stellte und Begründungen für was auch immer forderte. Manche Eltern resignierten entnervt, andere gingen Konflikten gleich aus dem Weg und ließen die Finger vom Thema „Werte“, die allermeisten wussten – wie ihre Eltern und Großeltern wahrscheinlich auch nicht! – worüber man in dieser Hinsicht überhaupt reden sollte!

Jedenfalls ergab sich seitdem eine merkwürdige Unspannung zwischen Eltern und ihren Kindern: Eltern, heißt es bei Büchner, wurde abverlangt, sich in ihre Kinder einzufühlen, sich in kindliche Rollen hineinzusetzen und partnerschaftliche Umgangsformen zu pflegen. Damit ging ein Stück Autorität verloren, an der sich Kinder hätten abarbeiten können. Umgekehrt zogen sich die Eltern aus der Verantwortung zurück, die mit einer begründeten Autorität notwendig verbunden ist.

Seinerzeit begannen sich die Beziehungen zwischen den Generationen zu ändern. Konstatieren die regelmäßigen Jugenduntersuchungen bis in die 1980er Jahre hinein noch einen Konflikt der Generationen, so kann davon seit langem keine Rede mehr sein: In der Jugendstudie „Jugend 2006“ bezeichnen 90% der Jugendlichen ihr Verhältnis zu den Eltern als gut! Wenn ich das vor Eltern sage, dann reagieren viele überrascht und meinen, sie seien offensichtlich mit den restlichen 10% geschlagen!

Obwohl das Verhältnis zwischen den Generationen in den USA vermutlich nicht wesentlich anders ist, kommt von dort eine Warnung vor einer latenten Erziehungskrise der Familie. (vgl. den Überblick bei Meyer, *Das Ende der Familie*, 2002). Die amerikanische Familienkritik prangert vor allem eine jahrzehntelange Vernachlässigung der Kinder an. Die Eltern verfolgten nur ihre Berufs- und Konsuminteressen und kümmerten sich nicht um die Erziehung. Amitai Etzioni (*Die Entdeckung des Gemeinwesens*, 1993) sieht Millionen von Schlüsselkindern sich selbst überlassen. Nach Richard Sennett (*Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, 1998) gerät die Familie wie keine andere Institution unter die Räder des neuen Kapitalismus, der keine Bindungen empfehle und keine Verantwortungen honoriere: In einer Kultur, in der die Menschen keinen Anlass haben, sich umeinander zu kümmern, sei zu befürchten, dass die Kinder zu „Mall-Ratten“ werden, die nachmittags in den shopping-Centern herumhängen.

James Coleman (1982: *Die asymmetrische Gesellschaft. Vom Aufwachsen mit unpersönlichen Systemen*) meint, dass die Familie entweder schwach werden oder ganz verschwinden wird, weil die familiäre Lebenswelt und die unpersön-

lichen Systeme immer mehr auseinandertreten. In den Familien kommt neben dem Vater jetzt auch die Mutter wegen ihrer Berufstätigkeit nicht mehr vor. Auch Nachbarschaften gibt es, zumindest in den Städten nicht mehr. Stattdessen werden Kinder in eigens dafür eingerichteten Organisationen betreut und erzogen. Die Kinder werden groß in der Rolle, öffentliche Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen. Eltern beanspruchen ihre Rolle als Erzieher nicht mehr. Die Beziehungen zwischen Eltern und ihren Kindern sind nicht von emotionaler Nähe, sondern von rationalem Arrangement geprägt.

Mir scheint, dass das, was über die Situation und die Funktion der Familie in den USA gesagt wird, nicht so weit weg liegt von dem, was manche auch in Deutschland befürchten. Und deshalb möchte ich die Frage stellen, wer eigentlich in unserer Gesellschaft hier als Erzieher zur Verfügung steht und wer nicht mehr.

Halten wir zunächst einmal fest, dass zwei Drittel aller Mütter mit einem minderjährigen Kind berufstätig sind. Das bedeutet, dass Erziehungsaufgaben ausgelagert werden! Das war auch schon in den früheren Kindergartenzeiten so, aber heute werden professionelle Dienste früher und länger in Anspruch genommen. Damit reduziert sich der emotionale, ganz an der individuellen Persönlichkeit des Kindes orientierte Anteil der Erziehung, was umgekehrt bedeutet, dass Bindungsverhalten gegenüber wechselnden, im Prinzip neutralen und nach standardisierten Mustern arbeitenden Personen ausgebildet werden muss.

Durch die zunehmende Ganztagsbetreuung entfällt auch eine ganz wichtige Sozialisation, die Straßensozialisation. Die harte und nachhaltige soziale Schule, die Kinder dort in den seligen Zeiten, als man noch auf der Straße spielen konnte, durchmachen, wird durch die sozialen Beziehungen im Ganztagsbetrieb einer pädagogischen Einrichtung allein schon deshalb nicht wettgemacht, weil dort immer ein Erwachsener im Hintergrund lauert, der sagt, wie man es richtig und vor allem vernünftig macht.

Wer erzieht wen? Kinder erziehen ihre Eltern zu einem verlässlichen Zeitmanagement: Zeiten der Schule, der Freizeitgestaltung und sozialer Beziehungen müssen geregelt werden. Seit langem spricht man mit Sorge von der „Verinselung kindlicher Lebensräume“ (Zeiger u. Zeiger: Orte und Zeiten der Kinder, 1994), was z. B. bedeutet, Schulkinder zum Sport, zum Musikunterricht, zum gemeinsamen Lernen und sogar zum gemeinsamen Spielen zu transportieren. Sie merken, hier ist von den engagierten Eltern der bildungsnahen Mittelschichten die Rede, doch das Problem stellt sich bei allen Eltern, die wollen, dass ihre Kinder mithalten können. Kinder erziehen ihre Eltern zu einer bestimmten sozialen Disziplin, und wenn es nur um die Abstimmung von Terminen geht.

Befragungen zeigen es immer wieder: Kinder leiden nicht so sehr darunter, dass Eltern nicht zu Hause sind, als vielmehr darunter, dass sie sich nicht auf sie

verlassen können. Wenn schon Kinder in der Grundschule ein Handy fordern und/oder Eltern es ihnen kaufen, dann sollten wir, die wir in dieser Hinsicht natürlich viel vernünftiger sind, eins nicht übersehen: es funktioniert auch als Notdienst!

Es ist viel von einem Funktionsverlust der Familie, vor allem was die Werteerziehung angeht, die Rede. Richtig ist, dass in der Familie zu wenig reflektiert wird, dass und wie sie zur Werteerziehung beiträgt. Dafür kann man mehrere Gründe anführen: Da ist sicher auch die schon angesprochene Sondersituation Deutschland zu nennen. Gerade die Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder besonders am Herzen lag, wurden von den 68ern mit der kollektiven Frage nach der historischen Verantwortung konfrontiert, und viele Erwachsene konnten darauf keine Antwort geben. Deshalb hielten sie sich auch bei moralischen Forderungen an ihre Kinder zurück. Die allermeisten Erwachsenen hatten in dieser Hinsicht ohnehin die Dinge mehr oder weniger laufen lassen, weil sie mit anderen, materiellen Dingen genug zu tun hatten und dort auch relativ erfolgreich waren. Deshalb erschienen ihnen Konflikte mit ihren Kindern auch künstlich. Man resignierte entnervt und ging Streit aus dem Weg, indem man eine Diskussion über Werte und Normen vermied.

Das wirkt nach, aber die Zurückhaltung heute hat noch andere Ursachen: die Eltern wissen nicht mehr, welche Werte aus der unendlichen Fülle der Möglichkeiten die richtigen wären. Deshalb sprechen sie das Problem nicht an oder haben nur ganz vage Vorstellungen, was man seinen Kindern vermitteln sollte. Die einen erwarten, dass sich Werte von selbst einstellen, die anderen meinen, für die Werteerziehung seien sie auch gar nicht zuständig. Wo das Problem liegt, mögen zwei empirische Daten erhellen: Die Studie „Jugend 2006“ belegt wieder einmal, dass rund drei Viertel der befragten Jugendlichen ihre Kinder ganz genauso erziehen würden wie ihre Eltern! Und der Unicef Kinder-Wertemonitor 2006 ergab, dass für die 6-14-Jährigen die wichtigsten Vorbilder die Eltern sind! Wer meint sich aus der Werteerziehung herauszuhalten, und wer orientiert sich gerade in dieser Hinsicht an wem? Ich stelle die Frage in den Raum.

Der zweite Grund, weshalb die Eltern die Werteerziehung immer weniger zu ihrer eigenen Sache machen, liegt darin, dass sie sich durch den Wertepluralismus überfordert fühlen. Auch hier erwarten sie, dass ihnen Experten sagen, was das Richtige ist. Der Blick richtet sich auf die Schule, die ja von sich sagt, dass man dort nicht für sie, sondern für das Leben lernt. Doch genau dort besteht das gleiche Problem: Die Schule setzt voraus, dass die Werteerziehung in der Familie erfolgt. Und Lehrerinnen und Lehrer halten sich auch deshalb aus diesem Geschäft heraus, weil sie dazu nichts im Studium gelernt haben und weil sie sich mit einer dezidierten Wertanleitung wahrscheinlich nicht nur Freunde einhandeln. Und es ist ja nicht auszuschließen, dass auch sie nicht weniger unsicher sind,

welche Werte in einer so pluralistischen und schnelllebigen Zeit die richtigen wären.

Was die Vermittlung von Werten angeht, dürfen wir natürlich eines nicht übersehen: die überzeugendsten Antworten, was das Richtige heutzutage ist, werden uns ungefragt zuteil. Die Medien liefern sie uns frei Haus und immer auf dem neuesten Stand!

Und damit bin ich bei der entscheidenden Sozialisationsinstanz heute angelangt, dem Fernsehen!

5. Fernsehen: Über Erfahrungen und Alternativen und die Konstruktion des „richtigen“ Verhaltens

Im Jahre 2006 kamen auf 100 Haushalte rund 150 Fernsehgeräte. Ich gehe davon aus, dass die Kinder, die ein eigenes Zimmer haben, auch einen eigenen Fernseher haben. Die heutige Jugendgeneration ist komplett durch das Medium Fernsehen versorgt worden. Was fasziniert eigentlich Kinder und Jugendliche so sehr am Fernsehen? Ich denke, dass es die Lebensstile sind, die dort gezeigt werden. Was ihren eigenen Erfahrungen und Wünschen entgegenkommt, lernen sie als Bestätigung; was Alternativen bietet, ziehen sie ins Kalkül.

Die Jugendlichen werden über die Medien ständig auch mit neuen Perspektiven über sich selbst versorgt. In einer Zeit, in der die Medien alle Facetten des Lebens ausleuchten und die Wichtigkeit ihrer Botschaft mit wissenschaftlichen Erklärungen zu Gott und der Welt unterstreichen, bleibt es nicht aus, dass auch Jugendliche sich über diese Erklärungen definieren. Indem „typische“ Probleme und „typische“ Lösungen gezeigt werden, werden auch Muster vermittelt, die Jugendliche zur Rechtfertigung ihrer Probleme und Ansprüche nutzen. Meine These ist, dass ein Teil des jugendlichen Verhaltens medial konstituiertes Verhalten ist.

So kann man davon ausgehen, dass ein 15-jähriges Mädchen, das in der Zeitung liest, dass 89,02% aller 14-jährigen (ich übertreibe natürlich zum Zwecke didaktischer Exemplarität!) schon ausgiebige sexuelle Erfahrungen haben, in Panik gerät, dass es vielleicht der einzige Spätentwickler in der Klasse ist. Wer da nicht ganz gefestigt ist, wird versuchen, den Rückstand aufzuholen oder zumindest gegenüber den Freunden (ggf. auch gegenüber den empirischen Sozialforschern) behaupten, so „normal“ wie die anderen zu sein! Wie sie wirklich sind, steht auf einem ganz anderen Blatt. Jedenfalls, der Druck ist da!

Wenn Kinder anmaßend gegenüber ihren Eltern auftreten, dann hängt das auch mit den öffentlichen Bildern und soziologischen Letzaussagen (in keinem Land gibt es so viele Jugenduntersuchungen wie in Deutschland!) zusammen. Es

sind symbolische Übungen der Ablösung, die andere offensichtlich schon erfolgreich bewältigt haben!

5 Nun zu der Frage, wer erzieht eigentlich wen in der Familie heute?

Kinder, das ist meine These, sind schon früh erwachsen, und Jugendliche bleiben länger abhängig. Moderne Gesellschaften kennen keine Initiationen, mit denen der Übergang zum Status des Erwachsenen markiert würde. Ein bisschen erwachsen sind die Kinder schon mit 6, mit 10 oder 12 und die Jugendlichen ganz sicher schon mit 14 und 16! Sagen Sie einer Sechsjährigen mal, Du ziehst die Wollmütze jetzt an und damit basta, oder einem Sechzehnjährigen, solange Du Deine Füße unter meinen Tisch stellst, kommst Du um zehn nach Hause!

Über altersangemessene Rechte und Pflichten gibt es bei den Erwachsenen seit langem nur noch vage Vorstellungen, und die weichen im konkreten Fall grundsätzlich von den Ansprüchen der Jugendlichen ab. Die testen nämlich ganz selbstverständlich die Optionen aus, die ihnen vom Augenschein bekannt sind oder die ihnen die Medien ins Haus liefern. Statt einer einzigen Initiation gibt es zeitlich versetzte Eintritte in verschiedene Erwachsenenrollen – ohne die Rolle des Jugendlichen in anderen Rollen dadurch aufzugeben! Nur ein Beispiel: Mit 18 erwirbt man seinen Führerschein und ist insofern erwachsen, man ergreift einen Beruf oder beginnt ein Studium, verlässt aber nicht das Elternhaus und behält insofern die Rolle des Nicht-Erwachsenen bei.

Wie schon angedeutet, besteht die Familie als Versorgungsinstitution – was Alimentierung oder Betreuung der Kinder der Kinder angeht – länger als früher. Das halten viele Eltern auch für ganz selbstverständlich, und deshalb braucht Jugend auch in dieser Hinsicht nicht so schnell zu enden.

Schon Kinder können sich ein bisschen wie Erwachsene fühlen, indem sie von der Werbung gezielt als selbstbewusste Konsumenten angesprochen werden. Jugendliche kommt in dieser Hinsicht überhaupt keines Zweifels Blässe an. Im Gegenteil: sie holen, was Mode, Konsum oder Verhaltensformen angeht, nicht nur früher zu den Erwachsenen auf, sondern sie überholen sie! Die Jugend ist zum sozialen Trendsetter geworden. In den Medien und in der Werbung tritt sie als Avantgarde des Lebensstils der Moderne auf. Deshalb kopieren Erwachsene ihn auch hemmungslos. Mit der Jugend „Schritt zu halten, sich ihr anzupassen, wird normales Bemühen“ (Tenbruck: Jugend und Gesellschaft, 1962). Alles was „jung“ ist, ist attraktiv. Sagt man „jung“, dann ist alles gesagt.

Wenn wir hören, dass man für „die junge Halbfettmargarine“ wirbt, dann können wir darüber lachen, weil es ja nur „die anderen“ sind, die sich von so

etwas einfangen lassen. Nun gut. Doch ernsthafter: Man kann diese Richtungs-umkehr der kulturellen Orientierung auch als eine Geschichte der schleichenden Enteignung lesen: Bei den Erwachsenen schwindet das Bewusstsein, dass es spezifische Erwachsenenrollen gibt. Damit schwindet auch das Gespür für die soziale Funktion der Altersdifferenz. Auf der anderen Seite wird das Kapital ihrer Erfahrungen permanent enteignet, weil sie nicht mehr taugen.

Blicken wir auf die andere Seite der Richtungs-umkehr der kulturellen Orientierung, die Jugend. Auch dort gibt es eine schleichende Enteignung. Die Generalisierung eines jugendlichen Lebensstils durch die Medien hat nämlich zur Folge, dass die Erwachsenen den heutigen Jugendlichen immer ähnlicher werden. Warum ist das eine Enteignung? Ich sehe es so: Die Jugendlichen sehen sich permanent kopiert und verlieren das Spezifische, wodurch sie sich von Erwachsenen unterscheiden wollten! Soziologisch ist es die paradoxe Situation, dass selbst der leichteste Sieg eine schleichende Niederlage nach sich ziehen kann: Für ihre Jugendkultur müssen die Jugendlichen nicht mehr kämpfen, aber sie gehört ihnen auch nicht mehr allein!

Eltern, die sich in bester Absicht an das Denken und Handeln ihrer Kinder anpassen und ihnen in allem nachgeben, halten im Grunde das Territorium besetzt, auf dem die Kinder Herren im eigenen Land werden sollen und wollen. Es ist eine Kolonialisierung durch fürsorgliche Belagerung.

In diesem Zusammenhang muss auch eine andere psychologische Entwicklung in den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, die Intimisierung, angesprochen werden: Eltern gehen heute viel näher an ihre Kinder heran, identifizieren sich mit ihnen als eine Art Alter Ego, erzeugen bei ihnen und bei sich selbst den Eindruck, auf einer gleichen Stufe der emotionalen und sozialen Entwicklung zu stehen, und betrachten die Loslösungen des Kindes oft als Undankbarkeit oder Verletzung des eigenen Ego. Man mag Einwänden, dass diese pathologische Seite der Identifikation, die der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter in seinem Buch „Eltern, Kind und Neurose“ (1963) beschrieben hat, nur in bestimmten Familienkonstellationen zu beobachten sei. Ich denke, dass die Tendenz in der Struktur eines neuen Umgangs auf Augenhöhe angelegt ist.

Die Kinder werden schon früh wie Erwachsene behandelt, und damit entfallen soziale Statuspassagen, die Kindern kontinuierlich deutlich machen würden, was sie nicht mehr und was sie noch nicht sind. Die Kinder leben in einer diffusen Dauerrolle des Kind-Erwachsenen, die nie ganz entschieden wird. Und das gilt auch für die Erwachsenen. Es kommt nicht von ungefähr, dass Neil Postman (Das Verschwinden der Kindheit, 1982) den neuen Charakter der Fernsehgesellschaft als Kind-Erwachsener bezeichnet hat! Die Erwachsenen werden immer kindlicher, die Kinder immer erwachsener!

Ich will die Einebnung der Differenz zwischen Erwachsenen und Kindern bzw. Jugendlichen noch unter dem Aspekt der Identitätsentwicklung betrachten und auch in dieser Hinsicht die Frage stellen, wer eigentlich wen wozu erzieht oder beeinflusst. Um mit der Zeit zu gehen und die vielen Rollen, die wir nacheinander oder nebeneinander spielen, zusammenzuhalten, werden in Zeiten der Individualisierung Identitäten wie bei einem Flickenteppich oder bei einer Collage zusammengestellt. Soziologen sprechen deshalb auch von Patchwork-Identitäten oder Collage-Ichs.

Die jungen Eltern, zumal in den höheren Bildungsschichten, sind mit diesen Collagen groß geworden, und die Jugendlichen, von heute sowieso. Sie wissen auch, dass solche Muster nicht ewig dauern. Deshalb legen sie sich auch nur auf Zeit fest. Sie können erstaunlich schnell vergessen, was gestern noch total wichtig war, und definieren ihre Welt unbekümmert von einem Tag zum anderen neu!

Manche Eltern räumen zwar ein, dass es auch in ihrer Pubertät solche Umschwünge gegeben hat, aber sie bewerten sie ganz anders: Was sie bei sich selbst als vorübergehenden Sturm erinnern, der nach kurzer Zeit das Lebensschiff in die richtige, das heißt: vernünftige Richtung trieb, halten sie bei ihren Kindern für überflüssige Fehlversuche, die man leicht vermeiden könnte, wenn man gleich auf die Eltern hören würde. (Das fiel ja schon dem Gymnasialdirektor Hegel auf, dass jede ältere Generation die junge für ausgelassener hält!)

Das ist allerdings nichts Neues. Aber man kann es den Erwachsenen nicht oft genug sagen: Kinder müssen selbst die Erfahrung des Scheiterns machen, und sie werden nur aus eigenem Schaden klug – nicht aus didaktischen Geschichten. Etwas übertrieben: Auch auf dem Terrain schmerzhafter Fehlversuche darf man Jugendliche nicht enteignen. Ich weiß, ich weiß. So pauschal klingt es unverantwortlich und lebensfremd. Aber, wir sollten bei gut gemeinten Ratschlägen wenigstens über Intention und Effekt kurz nachdenken.

Und wir sollten auch in Rechnung stellen, dass vieles, was Jugendliche denken und wollen, nicht von uns, sondern von ihren Altersgenossen bestimmt wird. Der schon zitierte Kulturosoziologe Friedrich Tenbruck (Jugend und Gesellschaft, 1962) hat von einer „Sozialisation in eigener Regie“ gesprochen. Sie kam in Gang durch die Zusammenfassung von jungen Menschen in der Schule. Das Gefühl, in einer Gruppe von Gleichaltrigen zu leben, die alle mit ähnlichen Interessen und Problemen beschäftigt sind, führt zu einer stärkeren Orientierung des Jugendlichen an den Erklärungen und Lösungen, die in der Gruppe gehandelt werden. Deshalb wird der Einfluss der Familie im Jugendalter auch schwächer.

Die Sozialisation durch die Gruppe wird auch deshalb stärker, weil sie die soziale Persönlichkeit herausfordert. Bisher war man an Bezugspersonen gebunden, zu denen es keine Alternative gab und die einen, wenigstens im Normalfall, immer verstanden und annahmen; jetzt muss man seinen Status in der Gruppe erst erkämpfen. Die Chance, anerkannt zu werden, ist größer, wenn man so denkt wie die Gruppe und nicht den klugen Lebensrat seiner Eltern zum Besten gibt. Das erklärt, warum man manchmal so große Töne in der Gruppe spuckt und sich mit seinen Eltern künstlich anlegt.

Die Bedeutung der Selbstsozialisation, diesmal in dem Sinne, dass das Individuum seine Sozialisation selbst betreibt, nimmt noch aus einem anderen Grunde zu: Die Kinder von heute wachsen in einem gesellschaftlichen Klima auf, in dem die Freiheit und die Gleichheit des Individuums einen hohen Stellenwert haben. Nicht nur in den aufgeklärten Kreisen hält man seine Kinder an der langen Leine. Kinder gelten als gleichrangige Akteure mit allen Rechten, mehr und mehr eigene Entscheidungen zu treffen. Gleichzeitig wird ihnen aber auch eine höhere Eigenverantwortung abverlangt. Die Erziehung, die schon im Kindergarten veranstaltet wird und in die die Eltern nolens volens hineingezogen werden, fördert das Individuum, das sein Geschick selbst in die Hand nehmen soll. Es soll Ereignissen und sich selbst eine eigene Bedeutung beimessen, eigene Ziele des Handelns definieren und eine eigene Handlungslogik entwickeln. (Zinnecker: Selbstsozialisation, 2000) Das haben sie zwar schon immer getan, wie uns die konstruktivistischen Sozialisationstheorien klar gemacht haben. Neu ist aber der forcierte Anspruch an sie.

Natürlich hat auch der Markt das spitzgekriegt, und deshalb gibt es heute nicht nur eine etablierte Jugendkultur, sondern auch eine blühende Kinderkultur. Und was hat das mit der Frage zu tun, wer heute wen erzieht? Statt einer Antwort ein Tipp für einen kleinen Test: Sagen Sie Ihrer Tochter vor der Einschulung doch mal: „Die blaue Schultüte von Deiner Cousine aus dem letzten Jahr ist doch noch so schön!“

An diesem Beispiel wird Ihnen auch noch einmal klar, was ich schon mehrfach angesprochen habe: die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind heute durch wechselseitiges Aushandeln gekennzeichnet. Und wir, die wir Freiheit und Selbstbestimmung hochhalten, müssen dann auch akzeptieren, dass schon Kinder das weidlich ausnutzen und Jugendliche ihren Eltern nach ohnehin nur halbherzigen Erklärungen schließlich sagen, wie sie die Sache zu sehen haben.

Das sollte uns aber keineswegs pessimistisch stimmen. Denn irgendwo scheinen die Eltern auch unter veränderten Sozialisationsbedingungen doch Spuren hinterlassen zu haben. Wie die Jugenduntersuchung 2006 wieder mal bestätigt hat: Der jugendliche Zeitgeist nimmt „Ordnung und Stabilität im Großen

wie im Kleinen wichtig“ – das gilt für die Gesellschaft, für die Familie, für Freundschaft und Partnerschaft (Gensicke: Zeitgeist und Wertorientierungen, 2006), und wie schon gesagt: nach dem Kinder-Werte-Monitor des Kinderhilfswerks Unicef bezeichnen die allermeisten Jugendlichen ihre Eltern als ihre wichtigsten Vertrauten in entscheidenden Lebensfragen.

Auf der anderen Seite stehen natürlich die Medien, und welche Vorbilder dem Jugendlichen dort geboten werden, das kann einen Soziologen schon nachdenklich machen. Umso erstaunlicher ist es, wie resistent die Jugendlichen letztlich gegen die Scheinwelten und angeblich richtigen Muster zu denken und zu handeln sind, die dort geboten werden. Die allermeisten zeigen bei den wirklich ernstesten Themen des Lebens über kurz oder lang eine Normalität, die uns vertraut ist.

Und: Sie sagen schon jetzt, dass sie ihre Kinder genauso erziehen wollen, wie sie selbst erzogen worden sind! Das lässt doch hoffen!

Über den Autor:

Prof. Dr. Dr. Heinz Abels leitete das Lehrgebiet „Soziologie I: Individuum und Gesellschaft“ am Institut für Soziologie der FernUniversität in Hagen. Seit dem 01.08.2008 ist er emeritiert.